

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1931**

164 (18.7.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Furcht vor Manking

Von James W. Bennett (Peking)

Peking ist nicht mehr Chinas offizielle Hauptstadt. Die chinesische Regierung hat längst ihren Sitz in Nanking. Aber die Bolschewisten und Genossen von zehn ausländischen Mächten befinden sich noch in Peking und sie denken nicht daran, nach Nanking zu übersiedeln. Sie haben Peking!

Die chinesische Regierung steht die westlichen Diplomaten an, die Grundstücke in Besitz zu nehmen, die sie für sie in der neuen Hauptstadt reserviert hat. Sie bittet sie, doch ihre Gefandtschaftsarchive wohl verpackt nach Nanking transportieren zu lassen. Sie bittet die Auslandsvertreter, sich doch endlich mit all ihren Medaillen, Ordensbändern, Schwertern, prunkvollen Uniformen und sonstigem Krimschutt in die neue Hauptstadt zu begeben.

Aber die Herren Diplomaten haben durchaus keine Eile, zu übersiedeln. Keine neuen Gefandtschaftsgebäude werden in Nanking errichtet, da man doch die alten mit ihren Mauern nicht nach der neuen Hauptstadt verlegen kann. Mit ihren Mauern! Das ist der springende Punkt! Die chinesische Regierung ist sehr gegen Mauern eingenommen. Sie ist auch davon überzeugt, daß sich die Auslandsvertretungen in formaten Gruppen aneinanderschieben. Denn sie hat die ihnen zum Geschenk gemachten Grundstücke über einen weiten Flächenraum verteilt.

Mauern! Die sind die Hauptsache. In Peking wird das Gefandtschaftsviertel von soliden, wohlbesetzten Mauern umgeben. Und die Gefandtschaften können mit der Verabingung zu Bett gehen, daß ihr Schutz von modernen bewaffneten Soldaten behütet wird. Sie wissen, daß sich ihre Archive in feuer- und einbruchsfestem Safes befinden. Und dann — die schönen Gefandtschaftsparks und die Zentralheizung! Sicherlich all dies könnte auch in Nanking geschaffen werden. Und sogar verdoppelte Mauern! Aber hierzu braucht man Geld und Geld ist heutzutage nirgendwo auf der Welt — auch nicht für Diplomatenwünsche — überflüssig.

Vor dreißig Jahren waren die Peking-Gefandtschaften noch nicht so gut bestückt. Die Diplomaten wurden damals von einem so gewissenhaften Vorgesetzten, daß sie sogar ihre Nachfolger davon bis heute nicht erbt haben. Furcht lauert in jeder Ecke des Gefandtschaftsviertels. Furcht vor Manking, die die Luft, die dort geatmet wird. Die Belagerung der Gefandtschaften durch die Boxer — dieses Bild taucht in jedem Diplomaten auf, sobald er den Boden Chinas betritt.

Diese Furcht ist nicht nur psychologisch zu erklären. Es fehlt nicht an beunruhigenden Vorfällen. Oft füllen sich die Straßen Pekings mit chinesischen Truppen. Sie sind geneigt, sich für die ihnen vorzuentwerfenden Wunden durch Minderungen zu entschuldigen. Für den chinesischen gemeinen Mann sind alle Ausländer Teufel erster Rangsordnung. Sie zu berauben heißt sich verdient machen. Es ist fast ein religiöses Akt! Und dabei sind diese Mei-guo und Ping-guo und Fan-guo — diese Vorboten aus Amerika, England und Frankreich alle so reich! Fünf Minuten unter, gefunden Wunden — und nicht nur der Soldat, auch seine Kinder und Entfremdeter haben ausgedient. Er kann sich aus dem mühseligen und in ganz China verhassten Berufe des Soldaten, des „Menschenschlächters“, endlich zurückziehen.

Aber in Peking können die ausländischen Diplomaten dem drohenden Gewalttätigkeit fast mit Verabingung entgegengehen. Sie sind für alle Eventualitäten vorbereitet. . . . Und sie sind sogar bereit, allen Ausländern, die außerhalb des Gefandtschaftsviertels wohnen, ihren Schutz angedeihen zu lassen. Alle Ausländer, die außerhalb der Mauern wohnen, sind genau verzeichnet. Wenn chinesische Soldaten in Peking einmarschieren, erfolgen telefonische Kurze und Hilfen werden in die Häuser der Ausländer geschickt. Sie können paken und sich bereit halten.

Zum wirklichen Alarm ist es bis nun nicht gekommen, obwohl bereits sehr oft vorbereitende Warnungen ertönt sind. Die Gefandtschaften selbst haben stets Bereitschaft. Hinter den soliden Mauern befinden sich große Lebensmittellager, tiefe Brunnen, die für Wasser sorgen, Geschütze und reichliche Munition. Die Gitter sind aus Eisenblech. Und dann gibt es noch die Gefandtschaftsmächte. Ihre Zahl wird bald vermehrt, bald vermindert — je nach der politischen Lage, aber immer stellt sie eine beachtenswerte Streitmacht dar.

Vor dreißig Jahren war dies nicht der Fall. Im abendlichen Sommer des Jahres 1900 lagen die elf Gefandtschaften in Peking hilflos wie Schafherden da, um die hungrigen Wölfe freizugehen. Das Unheil begann damals mit der Nachricht, daß die Tele-

graphendrähte durchgeschnitten seien. Ein japanischer Gefandtschaftssekretär erklärte sich bereit, nach Tientsin zu reisen und seine Regierung von dem drohenden Unheil zu verständigen. Unbewaffnet verließ er die Gefandtschaft. Einige Sekunden später befand er sich einer Gruppe von mit scharfen, krummen Schwertern, genannt Boxerschwärzern bewaffneter Gruppe gegenüber. Ohne zu zaudern, schnitten sie dem Japaner sorgfältig die Arme, die Ohren und dann den Kopf ab.

Die chinesische Regierung erklärte bändernd, daß sie die Fremden nicht schützen können, wenn sie länger in Peking verbleiben. Sie sollten paken und sich sofort nach Tientsin begeben. Eine Eskorte wurde ihnen versprochen. Die bevollmächtigten Minister der Großmächte traten zusammen, um zu beraten. Sie wogen die Gefahr, binnen kurzem in Peking massakriert zu werden, gegen die geringe Chance, das neunzig Meilen entfernte Tientsin zu erreichen, ab. Einige Gelände wurden hofentlich, Bismarck erhob sich der deutsche Gelände Baron von Kettler und erklärte, daß er seine Verabredung auch einhalten. Seine Kollegen versuchten verzweifelnd, ihn von seinem Plane abzuhalten. Er erwiderte in helbenhaftem Tone, daß er der chinesischen Regierung nicht erlauben werde, von ihm zu denken, daß Furcht ihn abhalte, je in e n e n Verabredungen nachzukommen. Ohne Eskorte begab er sich zu seiner offiziellen roten Garnison.

Eine Stunde später wandte sein Vorreiter, Hofmann verwundet, in die Gefandtschaft. Eine Salve war auf den Tragstuhl des deutschen Gefandten abgegeben worden. Er hatte ihn nur noch nach vorn stützen lassen. . . . Kettler kehrte nie wieder.

Nach diesem Vorfall war von Flucht keine Rede mehr. Mitleidige kamen mit Berichten über die Grausamkeiten der Boxer, bei deren Anhöfen einem die Haare zu Berge standen. Andere waren maßlos geworden. Viele trugen an ihren Leibern Wunden, die ihnen die „harmonischen Häute“ — wie sich die Boxer selbst nannten — beigebrannt hatten. Während die Diplomaten noch überlegten, lobte der Vorreiter im Flammenhinein auf. Die Tung-Lang-Kathedrale war in Brand gesetzt worden. Man wußte, daß viele am Christentum bekehrte Chinesen sich in ihr versteckt hielten und tütete eine Rettungsexpedition aus. Einige wenige Priester und Konvertiten wurden dem Flammenloch entzogen. Der Brand der Kathedrale war aber nur ein Signal gewesen. Nach für Nacht wurden weitere Gebäude in Brand gesetzt und durch die Straßen schallte der Ruf der Boxer: „Sza — Szo!“ („Tötet und tötet!“)

In fieberhafter Angst wurden Vorräte angetrieben. Kostbare Wandteppiche, drachenbesetzte Kleider, Schärpen und Altardecken wurden fluchtlos angepackt, um aus ihnen Sandfäden zu verfertigen.

Die Gefandten sanken untereinander. Niemand wollte auch nur ein Wort nachgeben. Eine Zeitlang wollte niemand ausgeben, daß die Verteidigungsaktion einem einzigen Oberbefehlshaber anvertraut würde. Schließlich kam man aber doch überein, daß ein d e r e i c h i g e r O b e r b e f e h l e r der höchsten Ranges unter den Verteidigungsgruppen das Oberkommando übernehmen. Der Oberbefehlshaber benötigte keine Nachterhöhung dazu, um unvermittelt anzuordnen, daß die italienische Gefandtschaft im Ofen geräumt werde. Geräumt, bevor auch nur ein Schuß seitens des Feindes auf sie abgegeben worden war und bevor noch eine innere Verteidigungslinie hatte erreicht werden können. So töricht war dieser Befehl, daß die Chinesen gar nicht an seine Ausführung glaubten und den offenkundigen Fehler nicht ausnützten.

Den Rest der Nacht und den ganzen darauffolgenden Tag wurde an der Errichtung der notwendigen inneren Verteidigungslinie gearbeitet. Als die Chinesen endlich der Räumung der italienischen Gefandtschaft geneigt wurden, setzten sie sie in Brand. Das Feuer verbreitete sich und bedrohte das ganze Viertel. Auch die britische Gefandtschaft — im Zentrum des Viertels gelegen und mit Frauen und Kindern vollgepfropft — wurden von den Flammen ergriffen. Auch harter Arbeit wurde der Brand gelöscht.

Trotz alledem konnte sich die Kaiserin Dowager nicht entschließen, einen Generalangriff gegen die Boxer anzuordnen. Ihr Haß gegen die Fremden war ebenso groß wie ihre Abneigung vor den tollkühnigen Boxern. Es war sogar bekannt, daß sie die Boxer ermutigte, ihren Truppen lieb und sie mit Munition, Proviant und Geld versah. Aber sie hielt den Anschein aufrecht, als befände sie sich

selbst wehrlos in der Gewalt der „harmonischen Häute“. Einmal befahl sie hochmütig den Boxern die Befehlsgebung einzustellen, weil sie eine Luftfahrt auf dem Kaiserlichen See unternehmen wollte.

Seitdem, daß die Gefandtschaften vollständig von der Außenwelt abgeschnitten waren, versuchten sie vergeblich, Boten durch die feindlichen Linien zu schicken. Es ging nämlich das Gerücht, daß sich von Tientsin aus Entsatztruppen unter Führung Admirals Seymour näherten. Der Admiral sollte verständigt werden, sich zu befehlen, wenn er überhaupt noch Menschen im Gefandtschaftsviertel vorfinden würde. Zwei christliche Chinesen meldeten sich. Sie wurden von den Boxern gefangen. Sie wurden ansehnlich der Verteidiger bis zu den Knien in die Erde gegraben. Hilflos mußten die Fremden zusehen, wie die Köpfe der Beden allmählich schwarz wurden und dann erbarmungslos niederfielen. Lange konnte man ihr Stöhnen vernehmen.

Zimmer nach Zimmer wurde man im Gefandtschaftsviertel. Von den ordnungsliebenden Japanern abgesehen, gab es nirgends mehr eine geregelte Wachabteilung. Hier bis fünfzig Stunden mühten die Wachposten an erkrankten Stellen stehen, bevor man sich ihrer erinnerte. Weiß schloßen sie ein. Nur dieselbe chinesische Stumpfsinnigkeit, die das Gefandtschaftsviertel nach Räumung der italienischen Gefandtschaft vor der Eroberung bewahrt hatte, wendete das sonst unvermeidliche Schicksal von ihm ab.

Die Boxer hatten ihre Krummschwerter gegen Mannlichergewehre, die ihnen Kaiserin Dowager zur Verfügung stellte, verkauft und weder bei Tag noch bei Nacht hörte das Knattern ihrer Gewehre auf. Aber viele Boxer hatten die Gewohnheit, in die Luft zu schießen, weil sie glaubten, daß die Kugeln im Niederfallen besonderen Schaden anrichten. Eines Morgens beschloßen sie auch die Gefandtschaften aus einem Gefühls; und da sie keine Abnung von den Gesetzen der Ballistik hatten, trafen sie nur den kaiserlichen Palast.

Aber auch die unter Admiral Seymour heranziehenden Befreiungstruppen boten ein schönes Beispiel für Kopflosigkeit und Gegeneinanderarbeiten. Sie setzten sich aus mehreren nationalen Einheiten, die alle unter Sonderbefehl standen, zusammen, und marschierten im denkbar gemächlichsten Tempo. Einmal machten sie einige Tage Halt, weil sich die Kommandanten untereinander sankten.

Eine britische Buntab-Kompanie war als erste zur Stelle. Sie drang ins Gefandtschaftsviertel ein, ohne daß die Boxer auch nur einen Schuß auf sie abgefeuert hätten. Sie waren allzusehr damit beschäftigt, ihre roten Abscheu gewanderten und sich zur Flucht zu rufen. Nicht einer unter taugend wurde der Beirtragung zugeführt.

Die Rache traf — wie es so oft einer friedliebenden Bevölkerung gegenüber der Fall ist — nicht die Boxer, sondern die Zivilbevölkerung gegen Peking. Sie waren bereits von den Boxern erbarmungslos gebrandschatzt worden — unter dem Vorwand, daß sie chinesische Konvertiten verbergen. Nun wurden sie gebrandschatzt — unter dem Vorwand, daß sie den Boxern Unterschlupf gewährt hätten. Ganze Wagenladungen von „Sienestrophien“ wurden nach Sanchai und nach Europa verschifft, und besonders von Herrschaften, deren Weigerung, sich an der Verteidigung zu beteiligen, während der Belagerung die größten Anwürfen erregt hatte. Jetzt bewährten sie ihren Mut, indem sie in verlassene Gefühle einbrangen! Damals wurden die Grundpläne für so manches europäische Vermögen gelegt. . . . Die Gefandten gaben zwar strenge Befehle heraus, daß die Plünderungen einzustellen seien, aber man war nicht mehr gewohnt, ihren Befehlen zu gehorchen.

Die Belagerung war vorüber und eines der traurigsten Kapitel der Geschichte Chinas scheinbar abgeschlossen. Aber nur scheinbar. Kein Weißer in China hat diese Zeit vergessen. Es hatte sich herausgestellt, daß die geübteste Unverletzlichkeit der Gefandtschaften von den Chinesen durchaus nicht als heilig angesehen wird. Das schreckliche Gebäude der Diplomatie war in seinen Grundfesten erschüttert worden. Noch heute erfüllt das Gedächtnis der Boxeraufstandes jeden Ausländer in China mit unaussprechlicher Furcht. Wohl mehr als ein Dutzendmal habe ich in China die zitternde Prophezeiung gehört:

Wenn General Soudho seine Armee herführt, dann haben wir einen zweiten Boxeraufstand. Denken Sie an meine Worte! Und diese Prophezeiungen werden nicht nur ausgesprochen, sondern auch ernsthaft geglaubt. In Nanking habe ich mit Kapitän und Kaufleuten gesprochen, die ihre Köpfe schüttelten und sorgenvoll sagten: „Ich wünschte, daß ich nach Peking verlegt würde. Dieses Nanking ist eine regelrechte Menschenfalle!“ In Tschang, Tsungtschi und Fuchow habe ich ähnliche Versicherungen gehört. „Geht uns Mautern“ rufen die Fremden in ganz China, „geht uns Mautern!“ Denn in allen lebt die Furcht! (Autorisierte Uebersetzung von Leo Korten.)

**ALOIS NOLD**  
**DIE HOLLE**  
**VON CAYENNE**  
Tagebuchzeichnungen eines ehem. Fremdenlegations  
Verlag: Verlagsdruckerei Volksfreund GmbH, Karlsruhe  
Nachdruck verboten

Eine Viertelstunde vor Abfahrt des Dampfers erscheint ganz unerwartet Konul Almann mit seinem Sekretär, um nochmals von seinen Schülern Abschied zu nehmen. Viele, die wir während unseres Aufenthaltes in dieser schönen südamerikanischen Stadt, kaum ist es möglich, von allen Abschied zu nehmen, die uns die Hände drücken wollen. Um vier Uhr heißt es endlich, sich trennen. Die Schiffslokale schließt an, die Kassetten fallen, die kleinen Schieber stehen unter Sitzengeben an, um den Oceanriesen hinaus ins freie Meer zu bringen. Die Schiffskapelle spielt bei der Abfahrt die holländische Nationalhymne.

Wir sind bald der Mittelpunkt der Gespräche an Bord. Unser Schicksal hat sich bald herumgesprochen. Alle Schiffspassagiere wollen Näheres über unsere Abenteuer hören. Von allen Seiten werden wir mit Fragen bestürmt. Gerne und ausführlich beantworten wir alle Fragen. Unsere Hauptfrage ist aber, wann wir endlich in der Heimat ankommen. Täglich geben wir ins Kartenhaus, um unsere Fahrtroute zu studieren. Unser nächstes Ziel ist die Insel Madeira. Am 13. Mai nachmittags laufen wir diese schöne Insel an. Der Anblick dieser Landschaft war ein wunderbarer Genuss. Wir legten in der Hafenbucht der ländlichen herrlichen Berge gelegenen Stadt Funchal an.

Kaum hatten sich die schweren Anker des „Commooene“ in den Grund geböhrt, da liegen auch schon Zoll- und Polizeiboote längs des Schiffes an, um Kontrolle vorzunehmen. Nur ein einziger Passagier verläßt das Schiff, ein Spanier, der von Madeira aus auf einem anderen Schiff seine Reise fortsetzt. Rasch sind von einigen Booten frisches Trinkwasser, Gemüse, Süßfrüchte an Bord genommen. Und schon geht die Fahrt weiter. Vorbei an Cap Finistere, entlang der portugiesischen Küste, durch den Golf von Biscaya, wo wir eine dicke Nebelwand zu durchqueren hatten, nach der Hafenbucht Plymouth in Südgland, die unser nächstes Reiseziel war, das wir drei Tage später erreichten.

Sommerfröhlicher ist die Gesellschaft geworden und immer herzlicher wird die Seereise. Die See ist dieigelt. Unser schönes Schiff gleitet flots und mauterisch über die von Nebel verschlei-

erte Wasserfläche. Tag für Tag zerrinnt im gleichen Rhythmus an Bord. Aufstehen, Frühstück, Konzert anhören, auf dem Promenadendeck bummeln, Diner einnehmen. So verbringt man den Tag. Man freut sich der Gesellschaft und erzählt Neugierigen vom Leben in Cayenne und im Urwald.

### Station in England

Am zwanzigsten Reisetage in der Frühe morgens erreichen wir Plymouth. Hier müssen wir das Schiff verlassen. Zum Abschied ist das Frühstück grobartig aufgesetzt. An dem Platte eines jeden von uns liegt ein kleines Päckchen mit Schokolade. Gegen sechs Uhr morgens heult die Schiffsirene. Wir stehen an der Backbordreling und sichten im Nebel einige enalische Kriegsschiffe, die hier ihren Heimathafen haben. Langsam fährt der Dampfer an der Landungsbrücke vorbei und wirft etwa dreihundert Meter davon entfernt die Anker.

Jetzt beginnt ein Treiben wie auf einem Bahnsteig, wenn Abschied genommen wird. Nicht leicht fällt uns die Trennung von den guten Freundinnen und Freunden, die wir während der Seereise kennen gelernt haben. Sie alle verabschieden sich auf das Herzlichste von uns.

Das Polizeiboote kommt angefahren, legt längs unseres Schiffes an, das Fallreer wird gefest, die Polizisten kommen an Bord, die Pässe werden verlangt und geprüft.

Nach ein Stundenbruch, ein dankender Blick, wir bestiegen das Boot der Hafenbehörde, das uns an Land bringt. Auch die Polizisten interessieren sich sehr für unsere Erlebnisse. Es war ihnen aufgefallen, daß wir alle von Paramaribo kamen, und sie wollten deshalb wissen, wo wir uns früher aufhielten. Rasch war ihnen Aufklärung gegeben, für die Wahrheit unserer Berichte bürgte das Begleitfremden des Deutschen Konsulats in Paramaribo an das Konsulat in Plymouth.

Die Polizisten boten sich bereitwillig an, uns in allem beizustehen zu sein und alles zu besorgen. Kaum hatten wir den englischen Boden betreten, da besitz sich sofort einer der Polizisten mit dem Begleitfremden vom deutschen Konsulat, meldet unsere Ankunft und bringt einen Beamten des Konsulats mit zurück. Unser Gepäck war in Ordnung und wird uns ohne Schwierigkeiten ausgedübelt.

Gerade hatten wir unsere Koffer in der Zollstelle abgeholt, da rasant sich ein Pressephotograph mit seinem Photoflasken vor uns auf, um sie zu knipsen. Auch die Zeitungsleute hatten schon von unseren Abenteuern gehört. Wir mußten dem Manne noch allerlei über unsere Erlebnisse berichten.

Der Konsulatsbeamte begrüßt uns in deutscher Sprache. In dem schon bereitstehenden Auto werden wir in die Union-Street in einem Seemannsheim gebracht. Gut, ja sehr gut sind wir da untergebracht und bald sind wir wieder der Mittelpunkt aller Anwesenden. Noch am selben Tage sollten wir mit einem deutschen Dampfer, der aus Nework kommt, die Weiterreise antreten. Wir lehnten aber ab, mit diesem Dampfer zu fahren, da dieses Schiff den französischen Hafen Cherbourg anlauft, wir aber in keiner Weise mehr mit den Franzosen in Verbindung kommen wollten. Es war durchaus nicht gewiß, ob uns nicht die Franzosen in Cherbourg von dem deutschen Dampfer holen würden. Wir wollten aber nicht mehr zurück nach Cayenne.

Wir zogen also vor, zu bleiben, und einen Dampfer, der einen französischen Hafen nicht anlauft, abzuwarten. Wir blieben auf ungewisse Zeit hier in Plymouth, machten Spaziergänge, besuchten Sportplätze, sahen uns die Stadtschönheiten an und waren so bald wieder auf dem Laufenden mit den Geschehnissen in der europäischen Welt. Wohin wir auch gehen, begleiten uns einige Engländer, die sich offenbar eine Ehre daraus machen, uns alles zu zeigen, und auch unsere Ausgaben zu bezahlen. Wollte acht Tage verweilen wir in Plymouth.

### In der Heimat

Am 17. Mai 1928 läuft endlich ein Schiff des Norddeutschen Lloyd, „Rio Bravo“ Plymouth an, das direkt ins Ruhr nach Bremen hat. Es hatte durch Funkpruch Anweisung erhalten, uns Flüchtlinge an Bord zu nehmen. Fahrkarten zweiter Klasse und alle übrigen Formalitäten waren längst besorgt. In aller Frühe gehen wir nach dem Hafen, und nach einer weiteren Viertelstunde sind wir schon an Bord des Lloyd dampfers. Der Kapitän und Offiziere begrüßen uns aufs herzlichste, schütteln uns die Hände und freuen sich sichtlich, uns nach der langersehnten deutschen Heimat bringen zu dürfen. Wie ein Lauffeuer geht die Nachricht durch das Schiff, daß fünf deutsche Landsleute an Bord seien, denen es gelungen sei, aus der französischen Strafkolonie Cayenne zu entfliehen. Von allen Mitreisenden werden wir bestürmt, zu erzählen.

Wir erzählen, erzählen nochmals und immer wieder. Die Zuhörernden staunen, schütteln den Kopf und können es kaum fassen, daß wir auf diese Art dem französischen Baano entronnen seien. Ein deutscher Geschäftsmann, ein Großkaufmann, lädt uns zur Feier der gelungenen Flucht zu einer flische Sekt ein. Bestens stehen wir uns das ungewohnte Getränk schmecken. Es war weit bequämlicher wie das ekelhafte Selbsterwasser drüben in der Strafkolonie.

(Schluß folgt)